

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Carla Guelfenbein**

**Die andere Seite der Seele**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## *Daniela*

Trotz Regen sind heute Abend mehr Leute da als sonst. Auf den beschlagenen Scheiben ziehen die Tropfen Furchen, ähnlich dem Schweißfädchen, das dem Mann hinter der Theke über die Stirn rinnt. An unserem Tisch messen zwei mir unbekannte Typen beim Armdrücken ihre Kräfte. Auf ihren Gesichtern liegt etwas Wildes und zugleich Unschuldiges. Als der Korpulentere der beiden von dem Schwächeren besiegt wird, zeigt Rodrigo ein Lächeln und zieht ein kleines Notizbuch aus der Jackentasche. Schon seit ein paar Monaten trennt er sich nicht davon, immer macht er sich Notizen, sammelt Gesten, Gesichtsausdrücke für die Figur, die er spielt. Eine nervige Angewohnheit, nie weiß man, wann eine unschöne Miene für die Ewigkeit festgehalten bleibt, ein Ausdruck, den man von sich selbst gar nicht kennt und von dem man am liebsten auch nichts wissen will. Rodrigo weiß das natürlich, und in meiner Gegenwart lässt er das Notizbuch normalerweise stecken. Ich ziehe an meiner Zigarette und blase ihm den Rauch ins Gesicht. Er schaut auf, und zum ersten Mal am Abend schenkt er mir diesen aufmerksamen, unwiderstehlichen Blick, der für ihn so charakteristisch ist. Ein solches Zeichen reicht, um mir den Wind aus den Segeln zu nehmen, und ich erinnere mich daran – oder stelle mir vor? –, dass er mich auserwählt hat, niemanden sonst, und dass ihm all die anderen Frauen, die um ihn herumschwirren, egal sind. Rodrigo lässt den

Blick wieder sinken und schreibt zu Ende. Eine junge Frau kommt an unseren Tisch, in der Hand hält sie ein ähnliches Notizbuch. Offenbar denkt sie, dass diese Gemeinsamkeit ihr das Recht gibt, sich zu uns zu setzen. Sie ist klein, mit vorstehenden Brüsten, wie diese Bodenschwellen, die einen zum Langsamfahren zwingen. Mit matten, wohlkulturierten Bewegungen zündet sie sich eine Zigarette an, und ohne dass jemand ein Wort zu ihr gesagt hätte, hebt sie an und breitet sich aus über die privatesten Dinge eines chilenischen Autors, der in Sevilla lebt.

Vor ein paar Tagen hat mir mein Vater bei seinem wöchentlichen Anruf erzählt, dass Tante Ana heute kommt. Zu ihrem Empfang gibt es am Sonntag bei meinen Eltern eins dieser ausufernden Essen im großen Familienkreis. Ich habe noch nie verstanden, warum sie so viel Wert auf diese Zusammenkünfte legen, wo sich sowieso alle tödlich langweilen. Ein echtes Gesprächsthema gibt es nicht, und was sie sich sagen könnten, liegt unter tonnenschweren Konventionen begraben.

Tante Ana kenne ich nur von einem Foto auf dem Nachttisch meiner Großmutter. Trotzdem hat dieses Bild schon immer eine seltsame Faszination auf mich ausgeübt. Ich habe nie herausfinden können, was genau diese Wirkung hervorruft. Es mag ihre ungezwungene, fröhliche Haltung sein, oder weil auf ihrem Gesicht nicht die Spur von Dunkelheit liegt, vielleicht ist es auch das explodierende Sonnenlicht auf dem weißen Gebäude im Hintergrund. Ihre Hand umfasst eine andere, die Hand eines Mannes, den der Fotograf meinte, in der Anonymität belassen zu müssen. Womöglich reizt mich auch allein die Vorstellung, dass diese Frau, die so anders ist als meine Mutter und ihre Freun-

dinnen, anders als jede mir bekannte Frau, meinen Nachnamen trägt und ein Teil von mir ist. Auf dem Foto trägt Tante Ana einen silbernen Skarabäus an ihrem T-Shirt. Ich habe genauso einen, den habe ich in einem Antiquitätengeschäft auf der Calle Brasil unter einem Haufen Tinnef entdeckt. Meine Mutter war strikt dagegen, in ihren Augen war diese Brosche absolut geschmacklos, aber als ich dann hinausging, hatte ich sie an meinem Jackenaufschlag stecken.

Die aufdringliche Frau hat sich vorgearbeitet, und statt auf einem Stuhl am Rand sitzt sie jetzt Rodrigo gegenüber. Sie versucht ihn anzumachen, das ist nicht zu übersehen, aber Rodrigo schenkt ihr nicht die geringste Beachtung. Er ist so feinfühlig und streichelt immer mal wieder meine Hand, schaut mich wissend an oder lächelt mir zu. Egal, mich langweilt dieses Spielchen, und irgendwann stehe ich auf, nehme meine Coca-Cola light und gehe zur Theke, wo ich Gabriel gesehen habe.

»Möchtest du nicht was Stärkeres?«, fragt Gabriel und deutet mit dem Kinn zu dem Tisch, wo Rodrigo mal wieder der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit ist.

»Das bin ich gewohnt«, sage ich.

Gabriel ist mein bester Freund. Er wohnt für ein paar Wochen bei uns, ich selber habe ihn eingeladen, nachdem er mit seiner letzten Freundin Schluss gemacht hat. Zwar kenne ich kaum einen Menschen, der so in sich ruht wie er, aber der Welt gegenüber macht er immer den Eindruck eines hilflosen Neugeborenen.

Meine Coca-Cola ist lauwarm und sprudelt mit keinem Bläschen mehr. Aber egal. Etwas Starkes brauche ich auch nicht, um das hier durchzustehen. Rodrigo bedeutet es nicht viel, dass er der Frauenschwarm in einer Soap ist. Mit

dem Geld, das er beim Fernsehen verdient, möchte er sein eigenes Theaterstück aufführen, und er hat mir versprochen, dass ich die weibliche Hauptrolle bekomme.

Jemand hat die Tür des Oasis ein Stück offen gelassen, und immer wieder weht mir ein Schwall eisiger Luft in die Kehle, so als würde ein Riese aus Eis seinen Atem über mir ausstoßen. Die Frau am Tisch hat ihre Triebe kaum noch unter Kontrolle, sie lacht aus vollem Hals und wirft sich Rodrigo fast in die Arme. Sein Blick geht durch sie hindurch und angelt nach mir. Ich schaue zu Boden. Natürlich ist das alles völlig harmlos, und trotzdem, allein bei dem Gedanken, ich könnte ihn verlieren, durchläuft es mich kalt. Ich beschließe zu gehen, morgen steht mir ein langer und langweiliger Probenstag bevor. Die Theatertruppe, zu der ich gehöre, führt *König Ödipus* auf. Zwar bin ich in dem Stück bloß ein Bote, aber ich habe allen weisgemacht, ich würde die Hauptrolle spielen, die von Iokaste. Niemand kennt die Wahrheit, nicht mal Rodrigo. Ich nehme meine Jacke, und als ich mich von Gabriel verabschiede, sagt er mir, dass er heute Abend nicht kommt. Wo er die Nacht verbringen will, sagt er nicht, aber in seinen Augen bemerke ich einen geheimnisvollen Glanz, auch wenn er mich fest ansieht, so als wollte er mir etwas mitteilen. Doch dann knöpft er mir nur den Mantel zu und gibt mir einen Kuss auf die Wange.

»Wir sehen uns morgen«, sagt er und schaut mich weiter mit diesen Augen an, die ich von klein auf kenne und die mich an die traurigen Augen der Clowns erinnern, verborgen hinter ihrem aufgeklebten Lächeln. Hoffentlich findet er bald eine neue Freundin, die Einsamkeit tut Gabriel nicht gut.

Auf dem Weg zur Tür ducke ich mich, damit Rodrigo nicht sieht, dass ich gehe. Ich hasse die Rolle der Spielverderberin. Aber ich bin kaum zehn Schritte gegangen, da spüre ich, wie er mich rasch um die Taille fasst, und wir gehen gemeinsam nach Hause.

\*

Als wir in unserer Wohnung sind, umarmt mich Rodrigo. Seine Arme sind warm, sein Atem sanft. Seine Küsse werden feuriger und wandern meinen Hals hinunter bis zu den Nippeln meiner kleinen Brüste. Wir stehen an die Tür gelehnt, sein Schwanz drückt sich hart in die Kleidung, seine Hände halten meine Hüften, ziehen sie zu sich und fahren weiter, wollen mir zwischen die Beine. »Meine Iokaste«, stammelt er, sein Atem geht stoßweise. Seine Worte dringen mir in die Ohren wie diese Pressluftschlämmer, die die Straßen aufreißen. Kaum mache ich eine distanzierende Bewegung, lässt er ab.

»Egal«, sagt er, offenbar ist er nicht böse. »Ich bin sowieso spät dran, ich muss zurück zum Dreh, es fehlen noch ein paar Außenaufnahmen. Macht dir doch nichts aus, oder?«

Ich gebe ihm einen Kuss und sage, dass ich müde bin, ich könnte auf der Stelle einschlafen. Er soll gehen, wohin auch immer.

Vor genau einem Monat habe ich mit dieser schrecklichen Farce angefangen. Ich erinnere mich noch gut, wie wir an dem Morgen, ehe ich zum Vorsprechen für *König Ödipus* ging, miteinander geschlafen haben. Rodrigo hat mich dann bis vor die Tür des Theaters gebracht, und dort

sagte er mir, ich hätte Talent und würde bestimmt die Rolle der Iokaste bekommen, jede Wette. Er war sich ganz sicher, und für einen Moment glaubte ich ihm. Danach konnte ich nicht anders, es ging einfach nicht. Wenn Rodrigo herausfand, wie unbedeutend ich war, wie untalentiert, wie unfähig, würde er mich verlassen. An dem Tag, als sie mir die Rolle des Angelo gaben, des Botenjungen, rief Rodrigo alle unsere Freunde an, und bis in den Morgen feierten wir meine Rolle der Iokaste. Ein Glück, dass der Regisseur, ein für die Inszenierung eingeladenener Franzose, vor lauter Geltungsdrang aus der Aufführung ein einziges Geheimnis macht. Auf diese Weise, sagt er, würden die Erwartungen hochgeschraubt. Aber Scheiße, wenn das alles rauskommt, was dann? Ich kann nicht denken. In meinem Kopf wird alles neblig, trüb. Ich muss essen.

Kaum ist Rodrigo durch die Tür, läuft mir ein Speichelfädchen über die Unterlippe. Durchs Fenster sehe ich, wie sein Motorrad an der Ecke Mosqueto verschwindet. Am Himmel sind schwarze Wolken.

Ich muss runter zum Laden von Don Rata, diesem verkappten Stinkstiefel, der in seiner immer geöffneten und mit angestaubten Süßigkeiten vollgestopften Bude auch seinen ganzen Verdruss auf der Theke ablädt. Widerlich, aber mir bleibt keine andere Wahl. Ich springe die Treppe hinunter. Als ich zum Laden komme, bleibe ich stehen. So kann ich mich unmöglich sehen lassen, mit seinen wachsamem Augen wird Don Rata den Schweiß auf meinen Händen bemerken, das vor Angst jagende Herz, meinen trockenen Mund, der sich nach Nahrung zum Durchspülen sehnt. Ich muss die Ruhe bewahren, ein Lächeln aufsetzen, mir eine gute Strategie ausdenken. Um mich herum ist eine un-

wirkliche Stille, das muss dieser laue Wind sein, der das Laub der Platanen aufwirbelt und den Regen ankündigt. Auf einmal nehme ich Schritte wahr, innerhalb von Sekunden werden sie lauter. Die Kälte, die ich schon den ganzen Tag gespürt habe, wird noch schneidender. Ich höre eine Frauenstimme, sie ruft meinen Namen. Jemand hat mich erkannt. Ich will verschwinden, mich in Luft auflösen, sterben. Ich drehe mich um, sehe ihren stechenden Blick.

»Geht ihr heute Abend nicht in die Kneipe?«, fragt sie. Jetzt erkenne ich sie, eine Schülerin von der Theaterschule, die immer um Rodrigo herumflattert. Ich könnte sie erwürgen, aber irgendeine himmlische Kraft hält mich zurück.

»Waren wir schon. So ein Pech, du hast ihn verpasst«, fertige ich sie ab und schaue ihr unbeirrt ins Gesicht. Sie deutet ein Lächeln an und verschwindet genauso schnell, wie sie aufgetaucht ist. Wieder bin ich allein auf der Straße. Ich sehe mein grässliches Spiegelbild im Schaufenster, wende mich ab, atme tief ein und betrete den Laden.

»Zum Glück ist Ihr Geschäft immer auf«, begrüße ich Don Rata. »Rodrigo sagt, er hat einen Haufen Freunde eingeladen, und ich habe nichts, was ich ihnen anbieten könnte. Und das um diese Uhrzeit! Ich nehme drei Tüten Chips, die großen, und drei mit Erdnüssen, haben Sie vielleicht noch eine andere Marke als die da? Ach ja, und noch vier Tüten von den Sticks, den salzigen da oben, und diese abgepackten Muffins, ein halbes Dutzend wird reichen. Und noch ein Kastenbrot, Butter und so dreihundert Gramm Käse. Außerdem brauche ich noch einen Becher Eis, das Schoko-Haselnuss soll nicht schlecht sein, ein paar Schachteln Gebäck zum Kaffee und drei Flaschen Coca-Cola.«



Ich trinke zwar keinen Alkohol, nehme aber noch zwei Flaschen Wein, um den Besuch meiner Freunde glaubhafter erscheinen zu lassen. Mit drei großen Plastiktüten gehe ich hinaus, zwei mit Essen und die andere mit den Flaschen, der Gehilfe von Don Rata begleitet mich und trägt sie hoch in den vierten Stock. Als ich die Tür schließe, schlägt mein Herz wieder schneller, ich kippe alles auf den Tisch, das Gebäck, das Brot, die Erdnusstüten. Der Blick trübt sich, meine Hände zittern, rasch öffne ich die Verpakungen, ich will diesen Tunnel von Lebensmitteln sehen, in den nur ich hineinkann. Ich schaue auf die Uhr, noch drei Stunden, dann kommt Rodrigo zurück, bis dahin müssen sämtliche Spuren beseitigt sein.

Nach der ersten Chipstüte zittern meine Hände nicht mehr, und ich reiße die zweite auf, die dritte, ein Gebäckstück nach dem anderen verschwindet in meinem Mund, noch ehe ich überhaupt gekaut habe. Mein Gott, tut das gut! Friede, der ersehnte Friede, der in Wellen meinen Körper durchströmt, und sollte er sich davonmachen, hole ich ihn mit zehn Löffeln Eis zurück, stopfe auch meinen Kopf voll, lulle mich ein, schalte jeden Gedanken aus, jeden Anflug von Schuld. »Bleib«, flüstere ich, »so geht es mir gut, essen, bis ich satt bin«, ein großer Schluck Coca-Cola und eine Pause, nur ein paar Sekunden, um durchzuatmen ... und dann die Muffins, ein wenig gummiartig, aber was soll's, sie sind so schön süß, und in die Cola getunkt rutschen sie die Kehle hinunter. Nach und nach verringere ich das Tempo, und auf dem Teppich liegend schaue ich an die Decke und kaue langsam ein Stück Brot, während ich den Löffel in das Schälchen tauche, wo die Eisreste flüssig werden. Ich habe praktisch alles verschlungen, und tief dort

unten, zerdrückt von den Unmengen, die ich zu mir genommen habe, ruhen, endlich besänftigt, meine Gefühle. Und ich trete in mein Schloss. Es ist ein sonniger Morgen, durch die Fenster sickert das Licht, zeichnet die Muster des Buntglases auf den Boden: kleine purpurrote Blumen und blaue Asterisken, orange Sterne mit sechs oder sieben Spitzen, bauschige himmelblaue Wolken, ihr Widerschein auf dem Kräuterbett wird zu einem großen Kissen, auf dem ich es mir bequem mache und ausruhe ...

Aber die Ruhe ist nicht von Dauer. Der Wind schlägt jetzt an die Fenster, nicht an die meines Schlosses, sondern an die des Wohnzimmers hier, wo mein gefühlloser Körper auf dem Boden liegt. Mein Blähbauch schmerzt. Ich will die Augen nicht öffnen. Bleib noch, Friede, bitte, geh nicht, wiege mich noch ein bisschen, verlass mich nicht. Ich taste nach einer Erdnuss, ein paar Chips, die mir in der Eile runtergefallen sein könnten, ein paar Krümel, was auch immer, Hauptsache, es füllt den letzten Hohlraum meines Körpers aus und bringt mich zurück in mein Schloss. Ein Blitz ist durch den Himmel gezuckt und hat ihn in zwei Hälften gespalten. Ich schaue zum Fenster, nicht zu meinem, wo die Sonne hereinscheint, sondern zu dem anderen, dem winterlichen. Eine Seite des Himmels ist nun erleuchtet, die andere liegt im Dunkeln. Ich kann nicht aufhören, diesen dunklen Teil zu betrachten, der sich auf tut wie eine Krypta, und ich falle hinein, falle wie Alice im Albtraumland. Es hat gedonnert. Ich schließe die Augen und zähle, eins, zwei, drei, vier, fünf, ich weiß nicht, warum ich zähle, vielleicht um den Regen nicht zu hören, die Donnerschläge an den Scheiben, um nicht zu hören, wie der Tod umgeht. Durch die geschlossenen Pupillen dringt das

Licht eines ganzen Trupps von Strahlen, die den Himmel weiter in tausend Stücke schlagen, tausend dunkle Löcher, durch die ich falle und falle.

Auf einmal bohrt sich mir der Schmerz in den Magen, ein Stich zerreißt mich, vornüber gebeugt bahne ich mir einen Weg zum Bad, wasche den rechten Zeigefinger und stecke ihn mir so tief wie möglich in den Hals. Das Essen, kaum gekaut und noch unverdaut, schießt mir aus dem Mund. Schwall auf Schwall zieht alles, was ich zu mir genommen habe, in umgekehrter Richtung durch meinen Körper, und all das, was ich nicht länger gespürt habe, wird zu stinkender Kotze, die an meinen Fingern klebt, meinem Gesicht, den Klamotten. Nach ein paar Minuten trockne ich mir die Hand ab und stecke sie mir wieder in den Hals. Das Ganze wiederhole ich noch zwei Mal, bis die Erschöpfung mich niederzwingt, und ich falle mit den Knien auf den Fliesenboden. Im Mund bleibt ein herber Geschmack. Ich lasse den Kopf aufs Klo sinken, ich stinke, möchte mich am liebsten noch mal übergeben, aber innen drin ist alles leer. Mein Zahnfleisch ist taub von der Säure des Erbrochenen. Es ist kalt, ich zittere am ganzen Leib. Aber das habe ich verdient, weil ich mich habe gehenlassen. Ich wasche mich langsam und schlage mit der geballten Faust gegen die Wand, bis ich sehe, dass die Hand blutet. Es ist nichts Schlimmes, auch wenn es weh tut. Das hat so ein Dreckstck wie ich davon. Ich höre auf, lehne mich an die Wand und schließe die Augen. Nach und nach atme ich wieder ruhiger, gleichmäßiger. Draußen regnet es, und ich bin von oben bis unten versaut.

Ich muss mich berappeln, alle Beweise vernichten. Ich putze mir die Zähne mit einer alkalischen Zahnpasta, um

die Wirkung der Magensäure abzuschwächen. Wische das Bad, sammle die Verpackungen auf, die im Wohnzimmer verstreut auf dem Boden liegen, wasche meine Sachen und hänge sie über den Duschvorhang. Dann lege ich ein billiges Parfüm auf. Mein Vater hat es längst aufgegeben, mir Flacons mit Chanel N° 5 zu schenken, die später dann im Zimmer von Marcelina auftauchen, meinem alten Kindermädchen. Schließlich ziehe ich die Waage unterm Bett hervor und stelle mich nackt drauf. Ich habe kein Gramm zugenommen. Jetzt kann ich schlafen. Im Spiegel betrachte ich meinen Körper: Kein Zweifel, ich bin eine Schauspielerin, tue so, als wäre ich jemand, aber in Wirklichkeit bin ich ein Niemand.

Durchs Fenster werfe ich einen Blick auf die Platanen, die unter dem bleiernen Regen einen grauen Ton angenommen haben, wie Gespenster, die vor dem Licht fliehen.